

Gerald Raunig  
Fabriken des Wissens  
Streifen und Glätten 1

diaphanes

## Inhalt

1. Josefine oder Das Territorium streifen	7
2. Die Universität-Fabrik als Ort der Reterritorialisierung	15
3. 28 Tendenzen der modulierenden Universität	29
4. Im Modus der Modulation	41
5. Die Schule des ausstehenden Lehrers	55
6. Die Erfindung des transversalen Intellekts	67
7. »Besetzt alles, fordert nichts!«	75
 Referenzen	 87

1. Auflage

ISBN 978-3-03734-213-8

© diaphanes, Zürich 2012

[www.diaphanes.net](http://www.diaphanes.net)

Alle Rechte vorbehalten

Satz und Layout: Zedit, Zürich

Druck: Pustet, Regensburg

## Josefine oder Das Territorium streifen

Josefine ist Eine von Vielen, Singularität, die nur in der Vielheit entstehen kann, und am Ende wird sie »fröhlich sich verlieren in der zahllosen Menge der Helden unseres Volkes«. Josefine ist Sängerin, und die Vielheit, aus der heraus sie singt, ist das Volk der Mäuse. Josefine ist keine Volkssängerin, sie besingt nicht das Volk der Mäuse, sie singt nicht *über* das Volk, und sie singt auch nicht *für* das Volk. Aus der Vielheit heraus macht sie eine Ausnahme. Sie vertritt nichts und niemanden, und nirgends erfahren wir etwas über den Inhalt oder die Motive ihres Gesangs.

Kafkas *Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse* ist keine Erzählung im herkömmlichen Sinn. Der Text, im März 1924 als Kafkas letztes Werk entstanden, entbehrt jeglichen durchgängigen Narrativs. Er ist keine Fabel und hat keine lineare Geschichte. Er ist vielmehr eine Abhandlung über das Verhältnis von Vielheit und Einzigartigkeit, über die Form, wie die Singularität aus der Multitude hervorgeht und wie sie wieder in die Vielheit zurückfällt. Dieses Verhältnis ist eines, das über dasjenige von Mäusen, von Tieren, ja von Lebewesen überhaupt hinausgeht. Josefine ist die instituierende Maschine, in

deren Gesängen die kollektive Wunschproduktion der Reterritorialisierung, der sanften Kerbung, der Streifung des Raums entsteht. Keine Reterritorialisierung, die eine ursprüngliche Gemeinschaft des Schutzes anruft, keine Rückkehr zu einem längst konstituierten Territorium – keine Reterritorialisierung aber auch, die hart segmentierte Furchen zieht, einen völlig gekerbten Raum formt, einen Staatsapparat erzeugt: ein sanftes Streifen des Territoriums vielmehr, in dessen Verlauf das Volk der Mäuse zur abstrakten Maschine wird, Singularitäten, Ereignisse, maschinische Verhältnisse fabrizierend und zugleich aus ihm seine Form gewinnend.

Kafkas explizite Problemstellung geht dahin, den Gesang Josefines zu untersuchen und darin jenes Begehren zu erforschen, das sich über alle Mäuse ausdehnt, selbst auf jene, die in Opposition zu Josefine stehen: »Was treibt das Volk dazu, sich für Josefine so zu bemühen?« Es besteht eine seltsame Beziehung zwischen dem Mäusevolk in seiner Vielheit und der Singularität Josefine, zwischen dem musikalischen Unverständnis der Menge und der einzigartigen Virtuosität. Ganz unmusikalisch, können die Mäuse den Gesang Josefines in seiner Außerordentlichkeit nicht verstehen, ja, sie können ihn nicht einmal wahrnehmen. Eigentlich können sie nicht einmal einen Unterschied ausmachen zwischen der mäusevolkstümlichen Kunstfertigkeit des gewöhnlichen Pfeifens und dem freilich außerordentlichen Gesang Josefines.

Das Pfeifen ist die akustische Äußerung der Maus-Normalität. Niemand würde es als Kunst ausgeben. Die Mäuse pfeifen vor sich hin, ohne darauf Wert zu legen, sie wissen oft nicht einmal, dass sie es tun. Josefines Kraft aber reicht für dieses übliche Pfeifen nicht einmal ganz hin. In all ihrer Anstrengung schafft sie nur ein »durch Zartheit und Schwäche ein wenig auffallendes Pfeifen«. Und dennoch: »Es gibt niemanden, den ihr Gesang nicht fortreißt.«

Das Singen Josefines erweist sich als klein, dünn, heiser, leicht. Der Auftritt Josefines ist kein starkes Ereignis, kein revolutionärer Bruch, kein triumphierender Auftritt. Die schwache Kehle, das schwache Stimmchen Josefines, »dieses Nichts an Stimme« dröhnt nicht in Kampfeszuversicht. Josefines Auftritt aus der Vielheit heraus ist ein schwaches Ereignis, eine fast negative Singularität. Die Mäuse können Josefines Gesang kaum hören, »sie rettet uns nicht, und gibt uns keine Kräfte«. Es geht kein Pathos aus von Josefine, keine messianische Stärke, keine großen Töne. Das schwache Ereignis unterbietet die Kraft der Vielen.

Und dennoch zeigt sich die Anziehungskraft des Singulären, ein Begehren im ganzen Volk der Mäuse, wenn nur der Hauch eines Anscheins aufkommt, Josefine könnte singen. Selbst das sonst so gedankenlose Pfeifen, mit dem das Volk der Mäuse seinen Alltag begleitet, vor allem, wenn ihm wohl ist – dieses unbedachte Pfeifen ver-

stummt, wenn Josefine sich zu singen anschickt: Mäuschenstille. Die Stille ist den Mäusen die liebste Musik. Josefine durchbricht diese Stille, und sie fabriziert sie zugleich mit ihrem Singen, sie »singt ja ihrer Meinung nach vor tauben Ohren«. Gerade das musikalische Unverständnis der Mäuse scheint ihre begeisterte Anhängerschaft zu begründen. Es ist dies allerdings keine bedingungslose Ergebnisheit – der anonyme Erzähler aus dem Mäusevolk betont immer wieder, dass es nie bedingungslos vor irgendjemandem kapituliert –, es handelt sich vielmehr um eine wiederkehrende kollektive Wunschproduktion, die der Gesang, oder auch nur die Vorstellung des Gesangs, in der Vielheit auslöst.

Wenn ihre Kehle so schwach ist, ihr Gesang so unerhört, wie erklärt sich das Rätsel der Wirkung Josefines? Es hat wohl etwas mit der Lebensform zu tun, jener spezifischen Existenzweise der Vielheit, aus der heraus sie sich singularisiert. Das Volk der Mäuse lebt in Zerstreuung und permanenter Bewegung. Die Mäuse glätten die Räume, wohin sie auch kommen. Deterritorialisierung ist die Normalität des Mäusevolks. Es flieht fortwährend nach allen Richtungen, schon weil es aus ökonomischen Gründen sich dazu genötigt sieht: »Die Gebiete, auf denen wir aus wirtschaftlichen Rücksichten zerstreut leben müssen, sind zu groß«, um ein beschauliches Leben im begrenzten Umfeld führen zu können. Die wirtschaftlichen Rücksichten sind aber nur die eine Seite, es gibt auch ein dem

Mäusevolk immanentes Begehren nach Zerstreuung und Bewegung. Die Mäuse fliehen fortwährend nach allen Seiten. Das Strömen, das ständige Auslaufen des Mäusevolks, sein Überschießen über die Grenzen einer fühl- und fühlbaren Gemeinde ist nicht nur durch Not geprägt, sondern auch durch ein Begehren nach einem Fliehen ohne Not. Wirtschaftliche Notwendigkeit und Wunschproduktion von Fluchtlinien bilden die zwei Seiten der Mäuse-Deterritorialisierung.

Für eine derart zerstreute und bewegliche Vielheit stellt sich aber auch die Frage der Versammlung, Verdichtung, Reterritorialisierung. Zunächst ist auch die Reterritorialisierung eine Notwendigkeit: Notwendigkeit der Verabredung, Notwendigkeit der Organisation, politische Notwendigkeit. Aber auch hier findet sich ein Begehren, das über das dringliche Erfordernis, sich aus Not zu versammeln, hinausgeht: » [...] gern kommen wir zusammen, gern drängen wir uns aneinander, besonders weil es bei einem Anlass geschieht, der ganz abseits liegt von der quälenden Hauptsache«. Die Nebensache, zu der sich das Mäusevolk versammelt – »nicht so sehr eine Gesangsvorführung als vielmehr eine Volksversammlung« –, besteht im bevorstehenden Auftritt der Sängerin.

Als institutive Maschine ist Josefine Grund und Mechanismus der Versammlung: »dass sie zu singen beabsichtigt«, nichts anderes eröffnet die Reterritorialisierung des Mäusevolks. Schon allein die Nachricht, dass

sie singen will, genügt zur Versammlung. Josefine singt, um »diese Menge unseres fast immer in Bewegung befindlichen, wegen oft nicht sehr klarer Zwecke hin- und herschießenden Volkes um sich zu versammeln«.

Das Territorium der Versammlung ist keineswegs immer derselbe Platz, der jedes Mal aufs Neue eingenommen werden muss, ein aus Gewohnheit und Gesetz vorgegebener Raum, immer gleiches Zentrum der Gemeinschaft. Es geht auch nicht um einen besonders hervorgehobenen Ort, der die Weihe des Augenblicks betonen würde: »[...] es muss kein weithin sichtbarer Platz sein, irgendein verborgener, in zufälliger Augenblickslaune gewählter Winkel ist ebenso gut brauchbar.« Das Territorium wird im Moment der Versammlung fabriziert, durch das Aufeinandertreffen, durch die Verkettung von Vielheit und Singularität. Diese Verkettung ist singulär für sich, sie wiederholt sich nicht unterschiedslos.

Das Mäusevolk weiß es: Aus der Ferne neigt man eher zur Opposition, aber näher kommend zieht die Stimme Josefines in ihren Bann. Eine zentripetale, reterritorialisierende Kraft, die so schwach ist, dass sie erst in direkter Kommunikation, im engen Aneinandergedrängtsein, im intensiven Moment der Besetzung ihre Wirkung entfaltet. Reterritorialisierung entsteht im Streifen des Territoriums, im Aneinanderstreifen der Singularitäten, als Besetzung und Konstituierung, Verdichtung und Verkettung. Streifen ist nicht Glattstreifen, sondern im Gegen-

teil: in der streifenden Berührung Streifen in den glatten Raum ziehen. Wie es im Süden heißt: das Holz streifen, das Holz auf den Holzweg bringen, auf den Weg ins Tal, es anordnen, in Form bringen. Oder das Feld streifen, Furchen ziehen, das Feld mit Furchen versehen, aber dennoch gleitend, als leichte, flüchtige Berührung: eine sanfte Kerbung des Raums und der Sozialität der Vielheit, aus ihr selbst entstehend.

Das ist also das Rätsel Josefines. Nicht so sehr seine Lösung als vielmehr das Ritornell des Rätsels: Deterritorialisierung – Reterritorialisierung, Zerstreung – Versammlung, Glättung des Raums – Streifung des Raums: nicht als Opposition, sondern als Abwechslung, Komplementarität, Ineinanderübergehen. Ein wiederkehrender Gesang, der nicht das eine oder das andere dämonisiert oder denunziert, weder die Deterritorialisierung als reine Zumutung der existenziellen Unstetheit noch die Reterritorialisierung nur als Verengung, Reduzierung und Rückzug. Und zugleich enthält sich dieses Ritornell auch der unkritischen Affirmation und Romantisierung, sowohl was die Deterritorialisierung als herrschaftsfreie Vorwärtsbewegung ins Offene betrifft, wie auch in Bezug auf die Reterritorialisierung als Rückkehr in den heimatlichen, sicheren Schutzraum.

Das Ritornell Josefines entwirft Re- und Deterritorialisierung nicht als gegensätzlich, sondern als komplementär, ja sogar gleichzeitig. Es stellt das Problem, wie diese kom-

plementäre Bewegung der De- und Reterritorialisierung auch selbstbestimmt erfolgen kann, als Herumstreifen im Raum und als Streifung des Raums. Reterritorialisierung heißt hier Versammlung, Verdichtung, Intensivierung, jedoch nicht als Rückführung auf ein gewohntes Territorium, eine feste Gemeinschaft, einen ursprünglichen Schutz. Das Volk glaubt zwar, Josefine zu beschützen, und »Josefine ist nämlich der gegenteiligen Meinung, sie glaubt, sie sei es, die das Volk beschütze«. Es geht hier aber gar nicht um Schutz, sondern um eine selbstbestimmte Form der Reterritorialisierung, um Neubesetzung des Raums und der Kerben des Raums.

Die Reterritorialisierung des Mäusevolks sucht – dem schwachen Ereignis von Josefines Gesang entsprechend – eine vorsichtige, eine sanfte Streifung des Raums. Keine brachiale Strukturierung, keine Eroberung eines Staatsapparats, keine massive Reorganisation des glatten Raums. Ihre Suchbewegung fragt nach dem Wie und Wo des neuen Raums, nach den privilegierten Orten und Voraussetzungen seines Entstehens. Sie fragt überhaupt nach den Bedingungen der Versammlung als temporärer Konzentration, die sich nicht der Zerstreuung entgegenseht, sondern sie ergänzt. Sie fahndet nach einem Modus der Verbindung des Herumstreifens im Raum und des Streifens des Raums, nach der ineinander verflochtenen Fabrikation von glatten und gestreiften Räumen.

TEMPORÄRE VERSAMMLUNG BEGRIFFLICH TERRITORIALISIERUNG  
ANHAND DES FLUCHTENS DER TERRITORIALISIERUNG  
14 HAUSENS DER MAUSE

2.

## Die Universität-Fabrik als Ort der Reterritorialisierung

Einst war die Fabrik exemplarischer Ort der Verdichtung. Nicht nur Verdichtung von Zeit und Raum der Produktion, sondern auch Verdichtung des Widerstands. Gerade am Ort ihrer geteilten Ausbeutung fanden die ArbeiterInnen auch die Bedingungen für kollektive Diskussion, Versammlung und Konstituierung von widerständigen Gefügen. Heute, im Setting der Fabrik des Wissens, an den Universitäten wie an den zerstreuten Orten diffuser Wissensproduktion, bildet sich ein Modus radikal zerstreuter Produktion heraus, und Besetzung, Streik, räumliche und soziale Verdichtung geraten, sofern sie nicht überhaupt für völlig unmöglich erklärt werden, zu schleier- und rätselhaften Angelegenheiten.

Fabriken des Wissens: modische Metapher für die Selbstproletarisierung. Intellektueller, Missdeutung ephemerer Marx-Marginalien, begriffliche Notlösung für die Situation prekärer Wissensarbeit? Kein Zweifel, der General Intellect ist in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr in den Zugriff kapitalistischer Inwertsetzung gekommen. Wissensökonomie, Wissenszeitalter, wissensbasierte Wirtschaft, Wissensmanagement, kognitiver Kapitalismus, diese Be-

zeichnungen für die aktuelle gesellschaftliche Lage sprechen eine deutliche Sprache. Wissen wird zur Ware, die wie materielle Waren gefertigt, fabriziert und gehandelt wird. Immaterielle Flüsse von Knowhow und Finanzen, Kooperation und Koordination, kollektive Formen des Intellekts scheinen sich in einigen Weltregionen zu einer Tendenz der Transformation der Produktionsweisen zu bündeln. Man könnte diese Tendenz Kognitivierung nennen, was im Übrigen nicht mit einer Verbesserung der Arbeitsverhältnisse oder einer Substanzialisierung kognitiver Arbeit einhergehen muss.

Doch ebenso gute Argumente sprechen auch für Vorsicht in Bezug auf verallgemeinerte Umbruchdiagnosen, wie sie in den Thesen der Immaterialisierung der Arbeit und des kognitiven Kapitalismus mitschwingen. Zunächst sind die »neuen« Formen affektiver, kognitiver und kommunikativer Arbeit nichts grundsätzlich Neues. Antikoloniale und feministische Bewegungen weisen seit langer Zeit auf die gegenderte und rassifizierte Arbeitsteilung hin, die alles, was nicht einer bestimmten Form von Materialität und Produktion gilt, auch wenn es massiv zur Wertschöpfung beiträgt, in graue Zonen außerhalb des Wahrnehmenswerten verbannt. Dann arbeitet in Europa ein knappes Viertel der ArbeitnehmerInnen immerhin noch im industriellen Sektor. Und schließlich verschwindet der beträchtliche Rest der Drecksarbeit nicht einfach, sondern einfach nur aus dem Blickfeld der neokolonial-

len »Industriestaaten«, die nunmehr postindustriell geworden sind: Ganze Großfabriken wurden in den letzten Jahrzehnten in Europa abgebaut, Schraube für Schraube, Stein für Stein »dekonstruiert«, um bis zu zehntausend Kilometer östlich wieder aufgebaut zu werden. Ganze Sektoren verlegen ihre Produktionsstätten in immer neue Territorien, in denen die Produktionskosten radikal minimiert werden können. Ganze Industrien haben sich globalisiert oder in anderen geopolitischen Kontexten verortet, eine neue internationale Arbeitsteilung begründet.

Diese Arbeitsteilung ist keineswegs einseitig einem Fortschrittsparadigma zuzuordnen, in dem die Maschinen uns die Plackerei zunehmend abnehmen und Sklaverei und Ausbeutung sukzessive abgeschafft werden; im Gegenteil, parallel zum Aufschwung des Kognitiven verbreitet sich Arbeit unter sklavenähnlichen Bedingungen in Fabriken, Sweatshops und Callcentern, Kinderarbeit und Analphabetismus. Und zwar nicht nur in einer einfachen Gleichung, die den Postfordismus der »Ersten Welt« zuordnet und den Fordismus oder vorkapitalistische Ausbeutungsmodelle der »Dritten Welt«. Im Rahmen der globalen Metropole finden sich Zentrum und Peripherie am selben Ort.

Ähnliche Zurückhaltung ist angebracht angesichts einer vorschnellen Universalisierung des Konzepts der *fabbrica diffusa*. Entstanden in den italienischen 1970ern im Umfeld der *autonomia*-Bewegung und der operaistischen

Theoriepraxis, beschreibt der Begriff den ambivalenten Prozess, der auf den Auszug der ArbeiterInnen aus der Fabrik folgte: eine Bewegung der Zerstreuung, der Diversifizierung, der Diffundierung der Produktionsorte und Produktionsgefüge, die im Italien der 1970er Jahre zum ersten Mal deutlich sichtbar und thematisiert wurde. Nicht nur der fordistische Fabrikarbeiter wird zum *operaio sociale*, zur in die Gesellschaft diffundierenden Arbeitskraft, die Fabrik selbst rinnt gleichsam aus und über ihre Grenzen.

Die *fabbrica diffusa* entsteht als aktive, aus dem Widerstand und den Kämpfen sich ergebende Flucht aus der Fabrik, teils in andere Arbeits- und Lebensorganisationen, teils als Flucht aus der Arbeit überhaupt, in die Nicht-Arbeit. Dieser Exodus wird in der operaistischen Sichtweise nicht als Effekt, sondern als Auslöser der weitgehenden kapitalistischen Transformationen in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts verstanden. Aus der Perspektive der Organisation des industriellen Sektors bedeutete diese Zerstreuung eine Ver- und Auslagerung weniger im oben erwähnten Sinn internationaler Arbeitsteilung, sondern zunächst eher auf regionalem Niveau in Norditalien: im Entstehen einer Vielzahl von kleineren Produktionseinheiten, die den Fabriken zulieferten oder autonome Unternehmen begründeten. Heute hat diese »diffuse Fabrik« zweifellos noch weiter an Bedeutung gewonnen, wenn die technologischen Innovationen

die extreme Zerstreuung der Produktionsmittel mit sich bringen, wenn allenthalben von Sub- und Selbstunternehmertum die Rede ist, von den Metropolen als Ort der Produktion, von der »Stadt als Fabrik«.

Mag die ausrinnende, ausufernde und sich entgrenzende Fabrik auch in aller Einprägsamkeit eine signifikante gesellschaftliche Tendenz beschreiben, so geht es hier in einer gleichsam gegenläufigen Bewegung darum, den Begriff der Fabrik prägnanter zu bestimmen, insofern seine wesentliche Qualität gerade in den Aspekten der Verdichtung, der Versammlung, der Reterritorialisierung besteht. Dieser Fokus drängt sich weniger mit Blick auf heutige Produktionsweisen auf als wegen des Widerstands, der sozialen Kämpfe und der politischen Organisation, die neben ihren deterritorialisierenden Formen der Flucht, des Exodus und der Zerstreuung auch Verfahren der Reterritorialisierung beanspruchen: neue Ritornelle des Streiks, der Besetzung, der Selbstverwaltung. Die Fragerichtung ist also weniger, was geschieht, wenn die Fabrik in die Fasern der Gesellschaft diffundiert, sondern an welchen Positionen der ökonomischen und sozialen Gefüge ein Fabrik-Werden, eine Streifung, eine besetzende Wiederaneignung des Territoriums zu beobachten ist.

Die Fabrik ist – und das klingt schon an in Marx' Analyse der Großfabrik im 19. Jahrhundert – das Gehäuse

der Teilmaschinen, ihr Gefüge, nicht einfach eine bloße Anhäufung von Teilmaschinen, ein Maschinenpark; sie wächst an zu einer »Maschinerie«, die mehr ist als die Summe ihrer Teile. Der Begriff der Maschinerie zeigt genau diese Tendenz an, dem maschinischen Gefüge der Fabrik ein Surplus, ein Eigenleben beizumessen. Dieses Eigenleben kann im Paradigma des Zaublerlehrlings gedeutet werden, in dem der Fabriksarbeiter zu einem Teil einer sich selbst bewegenden und steuernden Teilmaschine verkommt. Wenn nur dieses Paradigma in den Blick kommt, müssen die technischen Apparate angegriffen, die Versklavung des Menschen unter das Joch der Teilmaschine und der Fabriksmaschinerie maschinenstürmerisch bekämpft werden.

In einem maschinischen Denken versteht sich die Fabrik dagegen als Verkettung der menschlichen Körper, ihrer Intellektualität und Sozialität und der technischen Apparate. Das Eigenleben der »Maschinerie« besteht dann nicht so sehr in einer Verselbständigung der technischen Apparate und der Fabrik als Ganzer, und es herrscht auch nicht der Arbeiter-Ingenieur als *homo faber* glorreich über die Apparate. Die Bewegungskraft, die sich selbst zu bewegen scheint, besteht gerade und ausschließlich im Verhältnis der mechanischen und intellektuellen Teile der nunmehr *sozialen* Maschine. Statt die mechanischen und die menschlichen Komponenten der Fabrik streng zu trennen, ist ihre Wirkung für den Produktionsprozess

gerade in der Verflechtung und Verhältnissetzung der Komponenten zu untersuchen. Es ist die physische Verkettung der Körper und der Dinge, das Anhängen der Körper-Maschinen an den technischen Maschinen, das die Flüsse der Produktion und des Begehrens fließen lässt.

Dieser Perspektivenwechsel hat auch Folgen für die alte Frage, wer nun wem *dient*, Maschinen Menschen oder Menschen Maschinen. Marx hat im *Kapital* eine klare Trennlinie gezogen zwischen Manufaktur und Handwerk, in denen sich der Arbeiter des Werkzeugs *bediene*, und der Fabrik, in der er der Maschine *diene*. In diesen beiden Modi des (Be-)Dienstens stehen entgegengesetzte Verhältnisse der Unterordnung einander gegenüber, in denen entweder ein toter Mechanismus als Gefüge der technischen Apparate oder ein lebendiger Mechanismus die Oberhand behält, der aus der Kommunikation und dem maschinisch-sozialen Intellekt der Arbeitenden besteht. Das Verhältnis von Dienen und Bedienen, sollte es je in dieser säuberlichen Absonderung existiert haben, diese Trennung von toten und lebendigen Teilmaschinen ist in Auflösung begriffen. Die Unterscheidung lässt sich für die Fabrik des 19. Jahrhunderts nicht durchgehend halten, und noch weniger kann sie im 21. Jahrhundert aufrechterhalten werden.

Während die Fabrik in der klassischen Sichtweise das hierarchische Setting der Verhältnisse von technischen Apparaten und Menschen und von Menschen untereinander bedeutet, versteht ein maschinischer Ansatz die Zusammensetzung der Fabrik als multidimensionalen Austausch zwischen Körpern, Apparaten und ihren Umwelten. Insofern ist die Fabrik nach wie vor ein Ort der Disziplinierung, Ausbeutung und Unterwerfung der lebendigen Arbeit, gleichwohl nicht unter die mechanischen Komponenten, sondern unter das Kapitalverhältnis. Zugleich ist die Fabrik aber auch quasi-horizontaler Ort der maschinischen Indienstnahme, Aspekte der Führung und der Selbstführung miteinander verbindend. Begriffe wie Bedienung, Service, Dienstleistung erhalten in ihren unterschiedlichen möglichen Bezügen zwischen Mensch und Maschine das gesamte Spektrum ihrer schillernden Färbungen.

Erst wenn die Fabrik in ihrer vollen Komplexität als ausuferndes Disziplinarregime ebenso wie als Territorium maschinischer Indienstnahme begriffen wird, können adäquate Strategien des Widerstands, der ökonomischen, räumlichen und sozialen Neuzusammensetzung, Verdichtung und Verkettung erdacht und erprobt werden. Was im Begriff der Fabrik auch noch im 21. Jahrhundert anklingt, ist das Territorium, die verdichtete Anordnung von technischen Maschinen, Körper-Maschinen, sozialen

Maschinen, und letztlich auch die Möglichkeit der Versammlung.

Über die Bestimmung der Fabrik als Ort der Reterritorialisierung gelangen wir wieder zu den Fabriken des Wissens. Es geht dabei weniger um die Frage nach einer Wissensproduktion, die weit über die Universität als alte Fabrik des Wissens hinaus zum entgrenzten Rohmaterial des kognitiven Kapitalismus wird, sondern es verhält sich gleichsam umgekehrt: Die Universität, nicht einfach als Ort der Wissensweitergabe, sondern als komplexer Raum der Überschneidung verschiedenster Formen von kognitiver, affektiver, dienstbarer Arbeit, die zeitgenössische, modulierende Universität wird zur möglichen Antwort auf die Suche nach den heutigen Orten der Reterritorialisierung. Wenn immer größere Anteile der Produktion einer radikalen Zerstreung ihrer Orte und Zeiten unterliegen, wenn immer weitere Berufszweige im Gegensatz zur Verdichtung in der klassischen Fabrik die Nachfolge der Parzellenbauern aus dem 19. Jahrhundert antreten, deren Produktionsweise sie voneinander isoliert, wenn Territorien der Sammlung, Versammlung, Ansammlung rar werden, drängt sich ein Slogan auf, der im Rahmen der Universitätsbesetzungen der letzten Jahre immer wieder auftaucht: »Was einmal die Fabrik war, ist nun die Universität.«

Was aber ist die Universität? Zweifellos trifft Folgendes zu: Sie war immer schon eine herrschaftssichernde Institution, um nicht zu sagen eine Anstalt zur Einübung in Unterwerfung. Es trifft zu für die Gründungsphase der ersten Universitäten wie für die Zeit der Formierung des Humboldt'schen Bildungsideals. Und es trifft wahrscheinlich selbst für jene kurze Zeitspanne um und nach 1968 zu, in der einigermaßen intensiv versucht wurde, die Universität in eine emanzipatorische Unternehmung zu verwandeln. Sofern diese kurze Phase nicht überhaupt ein Mythos war, ist sie nun sicherlich vorbei, und es ist wohl zu einfach festzustellen, dass das mit der Emeritierung der meisten damals Tätigen zu tun hat, die zu einer Reorganisation der Bildung in den 1970er Jahren beigetragen haben.

Man kann diskutieren, ob es die Schwäche der 68er-Generation war, nicht für eine Aufdauerstellung ihres Kampfes, für eine andauernde institutive Praxis, für eine nicht abreißende Kette von Instituierungen gesorgt zu haben. Wahrscheinlich ist es allerdings triftig, jenseits von eindimensionalen Schuldzuweisungen die Transformationen der zeitgenössischen Produktionsweisen als Bedingung für das Entstehen der modulierenden Universität zu verstehen, oder allgemeiner die Tatsache, dass sich die adaptive Fähigkeit des Kapitalismus genau die zentralen Merkmale dieser Kämpfe zueigen gemacht hat, um sich flexibel zu immunisieren und neu zu positionieren.

Was wir nun vorfinden, ist eine globale Landschaft von Universitäten, die sich nicht einfach in identifizierbare Kategorien wie neoliberal oder reaktionär einordnen lässt; wir erfahren eine äußerst komplexe und geopolitisch differenzierte Situation, in der die alten Anrufungen der Selbstverwaltung und Autonomie weiter existieren, wie auch immer gewendet, und in denen neue Autoritarismen entstehen. Autoritäre Hierarchien können nun durchaus mit soften Umgangsformen einhergehen, Budgetkürzungen mit partikulären Belohnungen, Verfahren der Absicherung mit gleichzeitigen Praxen der existenziellen und sozialen Verunsicherung. All diese Aspekte der Transformation der Universitäten lassen sich nur verstehen, wenn man nicht nur die von oben und außen kommenden Übergriffe einer Obrigkeit in den Blick nimmt, sondern auch einen gewissen Grad an dienstbarer Selbstregierung inbegriffen sieht. Gerade aus der Perspektive der Selbstre- und -deformierung lässt sich aber auch eine Strategie des Widerstands gewinnen, und zwar als doppelte Form der immanenten Desertion.

Aus den Erfahrungen um und nach 1968 können wir lernen, dass widerständige Subjektivierungsweisen und Kämpfe keineswegs nur reaktiv, sondern produktiv und inventiv sind. Natürlich ging es in den 1960er Jahren gegen die patriarchale, autoritäre und disziplinäre Universität; es ging aber auch um die Neuerfindung der Wissensproduktion. Im Paradigma der modulierenden

Universität, bald 50 Jahre später, verstärkt sich die inventive Komponente, und zugleich ergibt sich die Virtualität des Widerstands noch stärker aus ebendieser produktiven Komponente der Modulation: Wenn wir selbst und unsere Formen der Subjektivierung die Quelle der maschinischen Indienstnahme sind, wenn wir es sind, die durch Selbstdisziplinierung und Selbstregierung zur modulierenden Universität beitragen, dann lassen sich auf demselben Konsistenzfeld auch Fluchtlinien ziehen, die Maschinen der Wissensfabrik nicht *derartig*, nicht *auf diese Weise* bedienen zu müssen.

Die daraus sich ergebende Strategie des Widerstands lässt sich als doppelte Form der immanenten Desertion beschreiben. Desertion soll hier nicht den militärischen Tatbestand der Fahnenflucht oder die Figuren des inneren Rückzugs und der Weltflucht aufrufen, sondern ein Abfallen aus verfahrenere Situation, das immer auch zugleich eine instituierende Praxis ist. Zunächst eine Desertion auf der Ebene der Entwicklung von prekären Formen der Autonomie *innerhalb* der Institution, in der Entwicklung von kleinen Monstern, die in ihrem Eigensinn quer zu den Strukturen und institutionellen Antagonismen stehen. Das wären mikropolitische Strategien wie etwa die Verweigerung, den institutionellen Druck von oben nach unten weiterzugeben, und zwar auf allen Stufen der Institution; die Vergabe von *credit points* für transversale Veranstaltungen, die die interne Logik der Institution über-

schreiten; das Bestreiken von *peer reviews* und gerankten Zeitschriften, vor allem durch institutionell abgesicherte Lehrende; eine aktive Anerkennungspolitik gegenüber Journals, Magazinen und Zeitschriften sowie Beiträgen in Sammelbänden, die weder *peer reviewed* noch irgendwo gerankt sind, aber neue Formen der Sozialität in der Veröffentlichung erproben; die Erfindung und Verteidigung der Freiräume für nonkonformistisches Denken und Handeln; und schließlich die Reterritorialisierung des Raums der Universität als Wiederaneignungsbewegung, wie sie in den Besetzungsbewegungen der Jahre 2009 und 2010 in großen Teilen Europas zu erfahren war.

Desertion heißt aber auch De- und Reterritorialisierung der Wissensproduktion *außerhalb* der Universität, das Ziehen einer Fluchtlinie aus der Universität und die Gründung von alternativen Formierungen der Wissensproduktion. Das mögen selbstorganisierte Kollektive sein, die außerhalb der Universität erproben, wie lokales und situatives Wissen produziert werden kann, Zeitschriftenprojekte und andere alternative Medien, die kritische Wissensproduktion vorantreiben, oder transnationale abstrakte Maschinen, in denen der Austausch über die Kämpfe an den Universitäten selbst zum Teil des Kampfes wird. Auf beiden Ebenen der Desertion müssen wir nicht auf ein transzendentes Territorium ausweichen, sondern können immanent von den maschinischen Subjektivierungsweisen ausgehen, die Selbstregierung, Selbstformung, Selbst-

kontrolle affirmieren, ja überaffirmieren, bis die Reform und Deformierung des Selbst zum Kippen gebracht wird, neue Fabriken erfunden werden und ungefüge Weisen der Wissensproduktion entstehen.

3.

## 28 Tendenzen der modulierenden Universität

Wir sind die Zahnräder einer zunehmend modularisierten Gesellschaft, und zugleich modulieren wir uns und die Welt. Der Modus der Modulation ist beides: ein rasterndes, standardisierendes, modularisierendes Verfahren, zugleich eine permanente Neuformung, eine Modulierung, eine ständige Bewegung der Re-Form wie der De-Formierung des Selbst.

Auch die Universität ist ein Brennpunkt dieser doppelten Modulation, als Ort der säuberlichen Trennung und Disziplinierung der Zeiten wie der Räume, der Produktion von immer kleinteiligeren Modulen, der Einsetzung von Standardmaßen – aber auch als Ort der untrennbaren, unendlichen, grenzenlosen Modulierung, der Anrufung zur Modulierung des Wissens und des Selbst. So entstehen neue Formen einer modulierenden Universität, in denen soziale Unterwerfung und maschinische Indienstnahme, rasternde Reterritorialisierung und dienstbare Deterritorialisierung, Modularisierung und Modulierung ineinandergreifen.

Ohne im Mindesten eine homogene Entwicklung unterstellen zu wollen, möchte ich im Folgenden eine Reihe von Problemen benennen, die sich in den spezifischen

universitären Zusammenhängen in äußerst unterschiedlicher und teilweise widersprüchlicher Form beobachten lassen. Diese Schichtung und Anhäufung will weder den Schein einer lückenlosen Totalisierung noch den einer Teleologie erwecken: Einzelne Komponenten der modulierenden Universität lassen sich in bestimmten lokalen Kontexten überhaupt nicht ausfindig machen, besonders in kleineren Bildungsinstitutionen und Kunsthochschulen bestehen zweifellos nach wie vor Freiräume für non-konformes Denken und Handeln, und natürlich sind die thesenhaften Zuspitzungen dieser Probleme nicht in allen Weltregionen in gleichem Ausmaß vorzufinden. Fast alle Aspekte der Modulation weisen Angelpunkte auf, an denen sie subversiv zu wenden sind, und vor allem in den alten Zentren des 'europäischen Sozialstaats' gehen die Transformationen nicht schnell, nicht linear, nicht eindeutig vor sich.

Die harschen neoliberalen Reformen der Tory-Regierung in Großbritannien in den Jahren 2010 und 2011 sind allerdings möglicherweise nicht als Ausrutscher, sondern als provokante Avantgarde zu verstehen, ähnlich wie das Entstehen von Franchise-Universitäten der Ivy-League-Institutionen in China, Indien und im Nahen Osten als erste Erscheinung einer neuen, »globalen«, modulierenden Universität interpretiert werden kann. Diese Tendenzen sind nun nicht einfach nur ökonomische Entwicklungen, ihre Problematik ist vielfältig – disziplinar-

und kontrollgesellschaftliche Komponenten mischen sich darin ebenso wie Affekt- und Wunschökonomien. Das Wissen um die problematischen Entwicklungen und der Austausch darüber akkumuliert sich in den vereinzelten zunehmend prekären lokalen Situationen, in ihren Widerstandsknoten und in translokalen diskursiven Maschinen, aus denen sich auch die folgende Bestandsaufnahme speist.

1. Die modulierende Universität fabriziert ein System des Messens und Rasterns in allen Aspekten der Wissensproduktion: von den *credit points* der Studierenden bis zu *impact factors* und anderen ökonomischen Kennzahlen der Lehrenden, von der Zeiterfassung in den Zentren der Administration bis zu jener der ausgelagerten Service- und Wachdienste, vom internationalen Ranking der Universitäten bis zu jenem der relevanten Journals in den wissenschaftlichen Disziplinen. Mit diesem *system of measure* wird nicht nur das rigide Messen durchgesetzt, sondern zugleich auch die zu messenden Aspekte reduziert, standardisiert und hierarchisiert.

2. Die quantitative Bewertung der (Dienst-)Leistungen steht in engem Zusammenhang mit der auf die Studierenden als Individuen abgewälzte Bezahlung dieser Leistungen. Die Einführung und sukzessive Erhöhung von Studiengebühren führt zu einer erneuten Elitarisierung des Bildungswesens, zu einer Logik von Einschluss und Ausschluss nach ökonomischen Kriterien.

3. Die Verschuldung der Studierenden ist ein probates Prophylaktikum der Aufstandsbekämpfung und Brennpunkt der Einspannung in das System des »lebenslangen Lernens«. Ab einer gewissen Höhe der Studiengebühren bewirkt der Druck durch Verschuldung der Studierenden nicht nur Effekte auf die Studienwahl, sondern zwingt sie in ein System der Quasi-Versklavung: Schon am Anfang ihres Studiums wissen sie, dass sie am Ende vor einem Schuldenberg stehen werden, den sie nur mit Aussicht auf gutbezahlte Jobs abbauen können.

4. Die Studierenden werden nicht nur SchuldnerInnen von Staaten und Banken, sondern zugleich auch Stakeholders der Universität. Sie übernehmen das Risiko des ökonomischen Unternehmens Universität, müssen in sie investieren, und zwar tendenziell nicht mehr nur pauschal, sondern bis hinunter zu Details wie der Bezahlung für einzelne Prüfungen.

5. Die Modularisierung der Studien führt zu weiterer Verschulung, zu Regulierung und Disziplinierung der Studierenden. Die Zerstückelung der Studienzeit, von der Einteilung des Studiums in mehrere autonome Abschnitte über die vervielfachten Aufnahme- und Knock-out-Prüfungen bis zur Rasterung der einzelnen Seminare, lassen die Studierenden permanent von vorne anfangen und stellen schon erworbene Zertifikate immer wieder in Frage. Zur kleinteiligen Ordnung und Linearisierung der Studien kommen der Abbau von intensiven Situationen

des Wissensaustausches und die Verschlechterung von Qualität und Atmosphäre der Betreuung hinzu.

6. Unter dem Slogan »Berufsvorbereitung« wird Bildung zur Ausbildung. Der Ruf nach Beschäftigungsfähigkeit der AbsolventInnen, *employability*, führt zu stärkeren Abhängigkeiten der Hochschulen von wirtschaftlichen AkteurInnen, einer stärkeren Ausrichtung der Lehrpläne und Kanalisierung der Studienwahl in Richtung der »Bedürfnisse des Arbeitsmarkts«.

7. An die Stelle von selbstbestimmtem Lernen tritt die permanente Überwachung der Studierenden. »Prüfungsimmanenz« und Einübung in ausuferndes Zeitmanagement werden durch die Werkzeuge des *e-learning* zur exemplarischen Methode maschinischer Überwachung.

8. Die vorsichtige Demokratisierung der universitären Strukturen um und nach 1968 wird zurückgenommen. Statt Selbstverwaltung und Mitbestimmung wird ein pseudo-transparentes System der Durchsetzung von oben nach unten eingesetzt. Im Zentrum dieser Hierarchie steht das Dienstleistungsverhältnis zwischen Studierenden und Lehrenden, das im Zusammenspiel mit den Methoden der Evaluation im Extremfall denunziatorische Praxen und ein Spitzelwesen in beide Richtungen entstehen lässt. Vor dem Schein der Partizipation, der Transparenz und der Beschneidung der Autorität der Lehrenden erleben wir die Geburt eines neuen Gefüges, das – zugleich post-autoritäre Struktur und maschinische

Anrufung – Lehrende und Studierende moduliert.

9. Früher wurden Lehrende in manchen Ländern verbeamtet, um die Autonomie der Lehre zu gewährleisten. Der Widerspruch zwischen Autonomie und Staatsverbeamtung und das Klischee des faulen und selbstherrlichen Beamten machten es aber leicht, diesen Nexus abzuschaffen. Heute ist zwar vielfach wieder von einer Autonomie der Universitäten die Rede, aber es handelt sich dabei um eine ganz andere Idee davon: Autonomie als unternehmerische Freiheit. Und zugleich erblüht die Bürokratie, nun bewaffnet mit digitalen Formularen vom allgemeinen *research audit* über die Datenbanken zur *research activities documentation* bis zum *audience based quality assessment*.

10. Elite und Exzellenz werden fetischisiert, und damit wird auch im Bereich der Lehrenden ein wucherndes System von hierarchischen Unterscheidungen auf die Spitze getrieben: Am einen Pol die exzellenten Forschenden, am anderen die Masse der prekären WissensarbeiterInnen, die in der Hauptsache massenhafte Lehre betreiben müssen.

11. Die Forschung unterliegt ebenfalls einer rigiden Vermessung und Hierarchisierung. Die Inhalte sind in allen Phasen des Forschungsprozesses nachrangig, wichtig ist für die Universität vor allem der Fetisch der Drittmittel-Einwerbung, für die fördernde Institution die Evaluierbarkeit und Messbarkeit der Resultate.

12. Die Konstruktion des Lebens in Form der akademischen Biografie wird immer mehr zur Vermessung des Lebens. Messen ist hier durchaus wörtlich zu verstehen, denn selbst in geistes- und kulturwissenschaftlichen Fächern werden die einzelnen Teile der Biografie mehr und mehr quantitativ bewertet. Zugleich muss auch die Biografie modulieren, lückenlos die kontinuierliche Transformation des Lebens abbilden oder diese Modulation zumindest vorgeben.

13. Wildes und transversales Schreiben wird gezähmt und zum frühestmöglichen Zeitpunkt in die Kreativitätsvernichtungsapparate der disziplinären Institutionen eingespeist. Hier wird trefflich gelernt *how to write a scientific article*, wie man also möglichst auch noch den letzten Rest der Erfindungskraft in die Raster des Aufsatzwesens investiert.

14. In den Normierungen des akademischen Schreibens nimmt die Anforderung der methodischen Selbstreflexion einen besonderen Rang ein. Bevor die Schreibenden zu irgendwelchen Inhalten oder gar politischen Positionierungen vorstoßen, üben sie sich ein in der Unterwerfung unter den Fetisch der Methode.

15. Zentrales Mittel für die Zähmung des wilden Schreibens sind die wissenschaftlichen Zeitschriften, vor allem in der Form der *peer-reviewed journals*. Einst als objektivierendes Verfahren eingeführt, fungieren die *peer reviews* längst als Instrument der (Selbst-)Regierung, insofern sie

bestehende Strukturen verstärken und deren System des Ein- und Ausschlusses befördern.

16. Durch die Hegemonie der englischsprachigen Journals kommt es zu einer krassen Vereinheitlichung der Sprachen, in denen veröffentlicht werden kann. Diese Tendenz trägt weiter zur Verengung der Ausdrucksformen, Schreibweisen und Stile bei.

17. Die Dominanz der Top-Journals hat auch Einfluss auf die Frage der AutorInnen-Rechte. Statt Copyleft, Creative Commons und Commons im Allgemeinen zu forcieren, fordern Zeitschriften, Institutionen und Verlage mehr und mehr die totale Abgabe der AutorInnen-Rechte.

18. Die Verbetriebswirtschaftlichung der Universität führt zu einem Verständnis der Bildungsinstitution als Unternehmen: Statt der Sicherstellung der Bildung geht es vor diesem Hintergrund um Leistungsvereinbarungen, Zeiterfassungssysteme, Benchmarking, Monitoring und Qualitätsmanagement.

19. Zugleich führen Zielvereinbarungen, der dauernde Fokus auf die Erzielung statistischer Werte und Planvorgaben auf allen Ebenen zu einem unbeweglichen Apparat, in dem Erfindungskraft nicht nur nicht gefördert, sondern implizit bekämpft wird.

20. Obwohl kognitive Arbeit eine zentrale Ressource gegenwärtiger Inwertsetzung darstellt, wird die Wissensproduktion zunehmend prekär. Im Extremfall der outgesourcten WissensarbeiterIn werden die Lehrenden zu

(Selbst-)UnternehmerInnen an den Grenzen des Unternehmens Universität.

21. Überlegungen zur marktförmigen Verwertbarkeit von Studien werden nicht nur für die verschuldeten Studierenden und die universitären Institutionen zentral. Auch auf der Seite der staatlichen Bildungspolitik, die Grundlagenforschung und den Bereich der Sozial-, Geistes- und Kulturwissenschaften als Orchideenfächer denunziert und deren öffentliche Finanzierung reduziert, stellt sich eine Logik ein, die die Marktfähigkeit angewandter, vor allem naturwissenschaftlicher Forschung belohnt und alles andere noch deutlicher den »Marktgesetzen« und ihren sozialen Schichtungen überlässt.

22. Die mit Blick auf die Konkurrenzfähigkeit des europäischen Bildungsmarkts ausgerichtete Bologna-Reform zeitigt paradoxe Effekte, vor allem in Sachen Mobilität. Sie funktioniert als Praxis der Ausbreitung von *worst practices* und hat sogar negative Rückwirkung auf die Bildungspolitik der USA, etwa in der Verkürzung der Bachelor-Studiengänge in Anpassung an das europäische Dreijahresmodell.

23. Externe Akkreditierungs- und Evaluierungsagenturen, Organisations- und Unternehmensberatungen erfreuen sich wachsender Bedeutung, was die inhaltliche Selbstbestimmung der Universitäten vor allem in Bezug auf zukünftige strukturelle Entscheidungen zunehmend beengt.

24. Parallel zu den Budgetkürzungen und zum »Rückzug des Staates« aus der Bildungspolitik steigt der Einfluss von SponsorInnen, Konzernen und Stiftungen auf die Universitäten. Während diese Entwicklung als Autonomie der Universitäten verkauft wird, führt sie zu ihrer Heteronomisierung und Korporatisierung, konkret zu direkten Interventionen außerwissenschaftlicher AkteurInnen aus Ökonomie und Politik sowie zum Branding der Universität durch Konzerne und SponsorInnen in den Namen von Stiftungsprofessuren, Seminarräumen und ganzen Instituten.

25. Der »Rückzug« des Staates ist indes kein Rückzug, er aktualisiert sich als Steuerung und Kontrolle über die Ökonomisierungsprozesse der Universitäten. Die Universität selbst wird damit diffus: Ihre Relevanz betrifft nicht nur die Terrains der Bildungspolitik, sondern auch jene von anderen vermischt politisch-ökonomischen Feldern.

26. Die Universität wird zur Akteurin in den ineinander verstrickten Strategien von Immobilienmarkt und Infrastrukturpolitik: Aufwertung von Stadtteilen, Gentrifizierung und Umwandlung von industriellen oder proletarischen Vierteln in Zonen der Kreativwirtschaft werden Funktionen des Universitäts-Management. Diese Logik der Immobilienverwertung führt universitätsintern zur grotesken Situation, dass auch die Raummiete für universitäre Veranstaltungen intern verrechnet wird, dass die Auslastung von Büroplätzen und Seminarräumen

zu einem zentralen Steuerungselement wird, dass das System der Raumverknappung eine neue Qualität dienstbarer Deterritorialisierung zur Folge hat.

27. Der Wettbewerb am internationalen Studiengebührenmarkt öffnet eine weitere Einnahmequelle vor allem der englischsprachigen Bildungsinstitutionen. Unter dem Deckmantel des kulturellen Austausches werden Studierende angeworben, die noch höhere Einnahmen zu bringen versprechen als die lokalen KundInnen. Jene, die sich diese hohen Zugangsgebühren nicht leisten können, unterliegen weiterhin zunehmenden Formen rassistischen Ausschlusses.

28. Translokale modulierende Universitäten entstehen vor allem durch neokoloniale Franchise-Unternehmen. Bildungspolitisch maskierte Finanz-AkteurInnen wie die NYU und andere Universitäten in den USA und in Kanada verkaufen ihr Knowhow und ihr Personal nach China, Indien oder in den Nahen Osten. Während dabei nicht unbedingt die arbeitspolitisch und gewerkschaftlich einigermaßen abgesicherten Standards der nordamerikanischen Universitäten zur Anwendung kommen, bleibt es völlig offen, in welche Richtung diese translokalen Unternehmen modulieren.

#### Im Modus der Modulation

»Welcome to the Machine!«, so begrüßt die Universität in einem satirischen Blatt des deutschen Zeichners und Schriftstellers Gerhard Seyfried aus den 1970er Jahren ihre Studierenden. Die »Maschine« entpuppt sich bei genauer Betrachtung des Blatts jedoch viel eher als Fabrik, denn es geht um die automatisierte Massenfertigung der spezifischen Ware Wissen in den Universitäten. Die Seyfried'sche Wissensfabrik hat auch Elemente einer Geisterbahn (mit allerlei gruseligen Überraschungen für ihre Insassen), eines Flipper-Geräts (die Studierenden als gestoßene und getriebene Flipper-Kugeln), eines dreistöckigen Nürnberger Trichters (das Wissen wird hier – wie es sich für eine Fabrik gehört – massenweise und anonymisiert abgefüllt). Derlei anschauliche Übertragungen zentraler Komponenten der fordistischen Kern-Institution Fabrik auf andere Institutionen waren stets weit verbreitet. Doch was bedeutet es, dass auch am Übergang zu postfordistischen Produktionsweisen weiterhin ungebrochen gerade die Metapher der Fabrik auf die Universität angewandt wird?

Karl Marx eröffnet im *Kapital*-Kapitel über die Fabrik zwei verschiedene Perspektiven: Von der einen Seite

her gesehen ist es der »kombinierte Gesamtarbeiter oder gesellschaftliche Arbeitskörper«, der »als übergreifendes Subjekt« den Produktionsprozess bestimmt. Hier geht es vor allem um die »Kooperation verschiedener Klassen von Arbeitern, erwachsenen und nicht erwachsenen, die mit Gewandtheit und Fleiß ein System produktiver Maschinerie überwachen«. Aus dieser Perspektive ist es also die lebendige Arbeit und Virtuosität der ArbeiterInnen, die mithilfe ihrer Kompetenzen die Führung und Überwachung der Maschinen betreiben. Von der anderen Seite gerät dagegen die Maschinerie in den Blick, wird »der Automat selbst das Subjekt, und die Arbeiter sind nur als bewusste Organe seinen bewusstlosen Organen beigeordnet und mit denselben der zentralen Bewegungskraft untergeordnet«. Die Bedienung der Maschinen wird hier zum Dienst an der Maschine, die Virtuosität geht von der ArbeiterIn auf die Maschine über, die lebendige Arbeit der ArbeiterInnen findet sich eingeschlossen in der Maschine. Und genau dieser zweite Aspekt ist es, der nach Marx die *kapitalistische* Anwendung der Maschinerie, das moderne Fabriksystem prägt.

Diesem auf die eine von zwei Perspektiven reduzierten Blick auf die Fabrik als kapitalistische Anwendungsform der Maschinerie, die aus den Subjekten der Produktion Objekte der Maschinen, aus den Maschinen aber die Subjekte macht, entspricht exakt der Blick Gerhard Seyfrieds auf die Universität als Fabrik: Nicht nur das Wissen selbst

wird hier zur Ware, sondern auch die Subjektivierung der WissensproduzentInnen – nach dem Bild Seyfrieds eindeutig als Unterwerfung der Studierenden, die demnach nur mehr als passive Komponenten der Wissensfabrik, als formatierte WissensreproduzentInnen erscheinen.

Das Seyfried'sche Bild, bekannt geworden dadurch, dass es 1977 auch das Cover der vielgelesenen ersten Auflage von Wolf Wagners *Uni-Angst und Uni-Bluff* zierte, weist die Universität als Fabrik und Maschinerie aus: Sofort nach dem Durchschreiten des Portals finden sich die Studierenden auf einem Fließband wieder, das sie – unterstützt von diversen rüden Mechanismen des Drills und maschinischen Schikanen – streng und stetig vorantreibt: durch die Zahnräder des Grundlagenwissens, die Disziplinierungsschleuse der Übungen, die Stress-Presse der Klausuren, die Einsperrung des Ordnungsrechts, die Mühle des Fachwissens bis hin zu den Abschlussprüfungen, die den Einschluss der Gefügigen und den Ausschluss des unbelehrbaren Ausschusses vornehmen. Ausschluss wird hier ganz drastisch als dauerhafte Aussonderung aus der Wissensfabrik vorgestellt, im Deutschland der 1970er Jahre ins Extrem geführt als »Berufsverbot« für linke DozentInnen. Einschließung bedeutet andererseits eine spezifische Form der Aufteilung des Raums, der hierarchischen Anordnung im Raum, buchstäblich der Einsperrung in den Raum. Innerhalb des Territoriums der Universität als Fabrik befördert das

Fließband die StudentInnen unaufhaltsam der Vereinheitlichung zur genormten StudienabgängerIn zu.

Die Hauptaussage dieses Bilds ist einfach: Die Universität-Fabrik ist eine ungeheure, monströse Maschinerie, in der die anfangs unterschiedlichen und vielfältigen Studierenden zu Einheitsmenschen geformt und fit für die Verwertung in einer einförmigen Gesellschaft gemacht werden. Natürlich erscheint diese Metapher der Universität als Fabrik heute, unter den fortgeschrittenen Bedingungen der Kommodifizierung des Wissens und der Rasterung, Homogenisierung und Verbetriebswirtschaftlichung der Universitäten einleuchtender denn je. Doch sie geht nicht weit genug.

Seyfrieds Bild erfasst weder die Potenz der AkteurInnen noch deren Verstrickungen. Es hebt in Analogie zum Blick des einäugigen Marx auf die Fabrik die Studierenden als Opfer hervor und konstruiert einen schroffen Gegensatz zwischen dem institutionellen Apparat und den durch ihn dominierten Studierenden. Es geht damit nicht nur am heutigen Amalgam von Repression und Selbstregierung der Studierenden vorbei, sondern blendet auch alle weiteren Komponenten der Fabrik Universität aus: die Lehrenden in all ihren hierarchischen Abstufungen, die Wirkungsbereiche der Administration und die vielen Aspekte der Dienstleistung, vom Putztrupp bis zum Kantinen- und zum Sicherheitspersonal, sei es verbeamtet oder radikal outgesourct und prekär.

Schon das Bild der ebenso aufrechten wie unschuldigen StudienanfängerIn allerdings, die vor Studienantritt unverbildet über die Schwelle der Wissensfabrik stolpert und erst durch den Eintritt in die Institution sich den Mechanismen der Entfremdung ausgesetzt sieht, ist – selbst für die Situation in den 1970er Jahren – etwas zu einfach gestrickt. Heute mehren sich Erfahrungen und Berichte über Studierende, die von Beginn an ihr Studium als reine Übergangsetappe zwischen Schule und Job, die Lehre als durch ihre Studiengebühren finanzierte Dienstleistung sehen und dementsprechend mitbestimmen wollen: Mitbestimmung nicht mehr als basisdemokratische Selbstorganisation, sondern als tauschwertgeregelte Beziehung zwischen StudentInnen-Stakeholders und dienstleistenden Lehrenden. Derartige Erfahrungen sollten allerdings weder zu moralischen Belehrungen noch zu kulturpessimistischen Auslassungen über die Jugend von heute Anlass geben, sondern besser mit der Erkenntnis verbunden werden, dass aus den neuen Subjektivierungen auch eine neue Notwendigkeit hervorgeht, diese zu analysieren, und dass damit neue kritische Haltungen und neue Widerstandsformen entstehen.

Das Ideal eines die Emanzipation von Patriarchat, Familie, Schule und ländlichen Gemeinschaften fördernden Schritts in die Universität geht davon aus, dass dieser Schritt auch von den Subjekten gewollt, geplant und unternommen wird. Doch die Tendenz scheint dahin zu

gehen, dass sich der Schritt von den Institutionen Schule und Familie an die Universität nicht mehr als Bruch ereignet, sondern vielmehr als bruchloser Übergang in einer Existenzweise der wachsenden Verunsicherung. War der Übergang von der Institution Schule in die Institution Universität (und vielleicht auch in die Fabrik) tatsächlich einmal ein vielversprechender Neuanfang, so ist gerade die Bruchlosigkeit dieses Übergangs (ebenso wie das Verschwimmen der unbezahlten Praktika während des Studiums mit den prekären Beschäftigungen danach) Indiz für das Ununterscheidbarwerden der früher institutionell geprägten Zeitabschnitte (und ihrer signifikanten Territorien), Indiz auch für die Koexistenz verschiedener post-institutioneller Formen der Prekarisierung. Zentrale Komponente der permanenten Selbsterziehung ist das Konzept des lebenslangen Lernens, aber nicht mehr als aufklärerisch-emanzipatorische Idee der Weiterbildung, als Überwindung von Klassengrenzen und Vehikel des sozialen Aufstiegs, sondern als lebenslange (Selbst-)Verpflichtung, als Imperativ der dienstbaren Deterritorialisierung und lebenslanges Gefängnis der Weiterbildung.

Das »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften« ist wohl der bekannteste Text von Gilles Deleuze. Nahezu manifestartig fasst der französische Philosoph hier die Thesen seines Freundes Michel Foucault zur Einschließung (sowie zu deren Krise, Agonie und dem, was auf

sie folgt) zusammen. So marginal der Artikel für seinen Verfasser wohl gewesen sein mag, so massiv hat sich seine Verbreitung und Rezeption entwickelt. Kürze und Knappheit des Postskriptums haben allerdings auch ihre Schattenseiten: Die Schwäche des Textes liegt ungeachtet all seines konzeptuellen Potenzials in dem an sich recht undeleuzischen Schema einer zeitlichen Abfolge von Disziplin und Kontrolle.

Was wir erleben, lässt sich weniger als eine lineare Entwicklung von den Gesellschaften der Einschließung und der geschlossenen Milieus hin zu Gesellschaften der offenen Kreisläufe erklären denn als eine Kumulierung beider Aspekte: Zur sozialen Unterwerfung der ArbeiterInnen/Studierenden-Subjekte kommt auch und gerade im Kontext der Wissensproduktion die Subjektivierungsweise der maschinischen Indienstnahme hinzu, zur erzwungenen Anpassung im institutionellen »Internat« gesellen sich neue Weisen der Selbstregierung im total-transparenten, offenen Milieu, zur Disziplinierung durch persönliche Überwachung und Strafe tritt das freiheitliche Antlitz der Kontrolle als freiwilliger Selbstkontrolle.

Modulation ist der Name für dieses Iheinanderrinnen von Disziplinargesellschaft und Kontrollgesellschaft: Wie die Aspekte von Disziplin und Kontrolle stets als ineinander verwoben zu verstehen sind, so wird ihr Zusammenwirken am Beispiel der zeitgenössischen Wissensfabrik noch evidenter. Während die Zeit der Studierenden klein-

teilig in Modulen organisiert, gerastert, insofern also die Disziplinierung auf die Spitze getrieben wird, findet der modulierende Zustand des Lernens dennoch nie ein Ende. Was Deleuze als getrennte und aufeinanderfolgende Zuweisungen für Disziplin und Kontrolle beschreibt, fließt heute ununterscheidbar ineinander: Im neuen Modus der Modulation hört man nie auf anzufangen, und zugleich wird man nie mit dem Lernen fertig.

Der Imperativ des lebenslangen Lernens impliziert eine doppelte Anrufung zur Modulation: eine Anrufung zur rasternden Modularisierung nicht nur der Bildung oder der Arbeit, zum Schichten, Kerben und Zählen aller Verhältnisse, des gesamten Lebens, und zugleich eine Anrufung zur Bereitschaft, sich ständig selbst zu verändern, anzupassen, zu variieren. Die Modulation ist bestimmt durch diese doppelte Anrufung, sie gründet auf dem Zusammenwirken der säuberlichen zeitlichen wie räumlichen Trennung und Rasterung der Module mit der Untrennbarkeit von unendlichen Variationen und grenzenlosen Modulierungen. Während Modulation im einen Fall Zügelung bedeutet, die Einsetzung eines Standardmaßes, das In-Form-Bringen jedes einzelnen Moduls, erfordert sie im anderen Fall die Fähigkeit, von einer Tonart in die andere zu gleiten, in noch unbekannte Sprachen zu übersetzen, alle möglichen Ebenen zu verzahnen. Besteht die Bestimmung der Modulation einerseits darin, Module zu formen, verlangt sie andererseits

eine konstante Selbst-(De-)Formierung, eine Tendenz zur ständigen Modifizierung der Form, zur Transformation, ja zur Formlosigkeit.

Im ersten Abschnitt des »Postskriptums« beschreibt Deleuze auch die vier Qualitäten der Fabrik als eines exemplarischen Einschließungsmilieus nach Foucault: »konzentrieren, im Raum verteilen, in der Zeit anordnen, im Zeit-Raum eine Produktivkraft zusammensetzen, deren Wirkung größer sein muss als die Summe der Einzelkräfte«. Genau diese reterritorisierenden Qualitäten der Fabrik gilt es heute zu aktualisieren: Konzentration, Reterritorialisierung von Raum und Zeit, Zusammensetzung einer neuen Produktivkraft. Diese Faktoren der Versammlung, Besetzung und Zusammensetzung sind in Zeiten maschinischer Indienstnahme und dienstbarer Deterritorialisierung nicht einfach verschwunden, sie müssen allerdings heute in anderer Form und an anderen Orten vorgefunden werden als im industriellen Kapitalismus des 19. Jahrhunderts. Aus dem postoperaistischen Umfeld entfaltete sich im letzten Jahrzehnt eine neue Generation von aktivistischen ForscherInnen, die sich vor allem aktuellen Interpretationen der Wissensfabrik annahm und ihr Handlungsfeld weit über Italien hinaus als globales ansetzte. Nicht ohne Grund gab sich das transnationale Netzwerk von AktivistInnen im Bildungsbereich 2006 den Namen *edu-factory*. Die Fabrik, um die es hier geht, ist erneut die Fabrik des Wissens, diesmal

aber in ihrer zweifachen Gestalt: die alte Figur der Universität in ihrem Austauschverhältnis mit dem vermeintlichen sozialen und territorialen Außen, der Gesellschaft und den Metropolen, aber auch das diffus gewordene Gefüge von Institutionen und kooperativen Netzwerken der Wissensproduktion.

2006 wurde die edu-factory-Mailinglist gestartet, deren Themen um die neoliberale Transformation der Universitäten und um Formen des Konflikts in der Wissensproduktion angelegt sind. Bemerkenswert war vor allem die Strenge, mit der dieser Instituierungsvorgang vorgenommen wurde. Statt eine offene Mailinglist zu installieren, wurde die Liste anfangs nur für zwei längere Diskussionsrunden jeweils für drei Monate geöffnet und dann – auch zur Überraschung vieler List-Participants – wieder geschlossen. Einzelne AutorInnen bestimmten je eine Woche lang durch ihre Inputs spezifische thematische Linien. Gerade diese strenge Form gab den Debatten eine Kohärenz und Intensität, die in offenen Mailinglists üblicherweise nicht lange gehalten werden kann. In der ersten Diskussionsrunde ging es vor allem um die Konflikte an den Universitäten, in der zweiten um den Prozess der Hierarchisierung des Bildungsmarkts und die Konstituierung autonomer Institutionen. Diese zwei Linien des Verhältnisses der edu-factory zur Universität entsprechen ungefähr dem, was oben als doppelte Desertion beschrieben wurde: Desertion heißt hier nicht einfach nur Flucht

aus der Universität, sondern vielmehr Kampf um autonome Freiräume in der Universität und zugleich Selbstorganisation und *autoformazione* jenseits der existierenden Institutionen.

Am Beispiel der edu-factory lässt sich gut auch die Verkettung von sozialen und diskursiven Maschinen erkennen: Gerade rechtzeitig für die *onda anomala*, die Welle der Proteste, Besetzungen und Streiks an den italienischen Universitäten Ende 2008, brachte das edu-factory-Kollektiv das Buch *L'università globale: il nuovo mercato del sapere* heraus. Der Band umfasste die wichtigsten Texte der Online-Diskussionen und wurde in vielen Präsentationen in ganz Italien zu einem Angelpunkt jener Diskurse, die die Kämpfe der *onda anomala* mit anfachten und begleiteten. In der Einleitung des Buchs findet sich in Bezug auf den Namen des Netzwerks ein interessanter Widerspruch, der das Paradox der edu-factory repräsentiert. Zunächst lautet der zentrale Slogan: *Ciò che un tempo era la fabbrica, ora è l'università*. Was einmal die Fabrik war, ist nun die Universität. Doch keine zwei Seiten danach steht zu lesen, dass die Universität keineswegs funktioniere wie eine Fabrik. Dieser offensichtliche Widerspruch wird uns wieder auf jene Spur führen, die die Universität als Fabrik nicht mehr nur als Metapher lesen lässt.

Gehen wir dennoch einmal mehr zurück zur anfangs dieses Abschnitts etablierten Assoziation der Universität als Fabrik, die auf der Ebene des strikt Metaphorischen verbleibt. Im Laufe der bemerkenswerten Ausbreitung von Kämpfen, Besetzungen und Streiks an den europäischen Universitäten organisierte die edu-factory in den letzten Jahren unzählige Meetings (vor allem, aber nicht nur in Europa), bei denen in erster Linie die unsichtbare Verkettung dieser singulären Kämpfe thematisiert wurde. Für die Bewerbung einer dieser Veranstaltungen, die im Rahmen des deutschen Bildungsstreiks im Juni 2009 an der TU Berlin stattfand, verwendeten die Berliner VeranstalterInnen nun gerade jenes alte Blatt Gerhard Seyfrieds, das die Universität so aussagekräftig als Fabrik illustriert und dennoch an den wichtigsten Merkmalen der Transformationen der Wissensproduktion im kognitiven Kapitalismus vorbeigeht. Jene Wiederaufnahme des simplifizierenden Bilds ebenso wie der Widerspruch in der Fabriksdefinition der edu-factory liegen nicht einfach in einer Art Verzauberung durch die mächtige Metapher der Wissensfabrik als Repressionsapparat begründet, sie rekurren – bewusst oder unbewusst – auf die Möglichkeitsbedingungen des Widerstands im Modus der Modulation.

Wollen wir heutige Existenzweisen und Formen der Wissensproduktion nicht einfach als aus der Abfolge von Disziplin und Kontrolle hervorgegangen verstehen,

müssen wir einerseits ein komplexes und modulierendes Amalgam von sozialer Unterwerfung und maschinischer Indienstnahme konstatieren, andererseits aber auch Möglichkeiten neuer Subjektivierungsweisen und Widerstandsformen gerade unter Berücksichtigung der sich wandelnden Komplexität dieses Amalgams entwerfen. Ein Verständnis der Modulation als Simultaneität und Wechselwirkung von Disziplin und Kontrolle kann also weder auf die alten Formen des Widerstands in den Zeiten der Fabrik zurückgreifen, noch kann das widerständige Gegenüber einfach nur als – positiv konnotierte – Deterritorialisierung der Kontrolle gegenüber der – negativ konnotierten – reterritorialisierenden Disziplin konzeptualisiert werden. Die pure Anrufung von Dezentralität, Deterritorialisierung und Zerstreung reicht nicht aus, um Fluchtlinien aus dem Gefüge von sozialer Unterwerfung und maschinischer Selbstregierung zu ziehen.

Die volle Ambivalenz der Wissensfabrik im Modus der Modulation, ihre Vereinnahmungsmechanismen ebenso wie ihre Widerstandspotenziale, lässt auch die Orte der Wissensproduktion nicht nur als Orte der Kommodifizierung des Wissens und der Ausbeutung der Subjektivität aller AkteurInnen, sondern auch und vor allem als Orte neuer Formen des Konflikts verstehen. Und hier könnte schließlich auch der Grund für das Insistieren der edu-factory auf einen Kampf um den traditionellen Ort der Wissensfabrik, um autonome Freiräume *innerhalb* der

Universität liegen. Die Fabrik war und ist der Ort der Konzentration – was die Inwertsetzung der Arbeitskraft und was die Formen des Widerstands betrifft. In einer Situation der Prekarisierung, vor allem aber der Diffundierung, der extremen Zerstreung nicht nur der Kultur- und WissensarbeiterInnen, sind Schulen und Universitäten vielleicht die letzten Orte, in denen Konzentration möglich ist. In diesem Sinn lässt sich vielleicht in der Tat sagen: Was einmal die Fabrik war, ist nun die Universität. Und zugleich wird klar, dass die Universität als Konzentrat im Modus der Modulation neue Funktionen übernimmt. Potenziell als Ort immanenter Desertion, aber auch als Ort der Organisation, des Konflikts, des Kampfes.

Die Modulation der Wissensarbeit  
sowie die angestrebte Modulation  
zweckmäßig der strikten Barriere der  
Rationalisierung.

Die Wissen-Fabrik

## Die Schule des ausstehenden Lehrers

Desertion bedeutet kein Lob der Weltflucht, sondern das Schaffen von Welten. Die dazu notwendige Erfindungskraft wird sich im Kontext der Wissensproduktion am ehesten wahrscheinlich in selbst organisierten Zusammenhängen finden. Dennoch gibt es Grund, das Terrain des Institutionellen nicht aus dem Blick zu verlieren, seine Ressourcen und Potenzialitäten zu nutzen, auch im Bauch der Institution Praxen zu erproben, die nicht so leicht zu verdauen sind. Hier soll daher zunächst eher von der institutionellen Perspektive des Lehrens ausgegangen werden, und zwar nicht als Gegenpol zur instituierenden Praxis der *autoformazione* und Selbstorganisation, aber immerhin als klar von ihr unterschiedene. Im Verhältnis dieses seltsamen Paares gibt es manchmal allerdings eine Komplementarität, in seltenerem Fall sogar eine Komplizität. Diese Komplizenschaft des Innen und Außen einer Institution geht einher mit situativen oder strategischen Entscheidungen für Überschneidungen und Kooperationen, oft genug aber notwendigerweise auch für Brüche und getrennte Wege. Die Komplizität ist äußerst zerbrechlich, besonders was die – strukturell bedingte – Tendenz der Kooptierung und Vereinnahmung durch die

kaum geschlossen halten. Die Organe des transversalen Intellekts sind die stillen abstrakten Maschinen, und manchmal blitzt es aus ihnen. Der Intellekt, so er nicht Avantgarde, nicht Dissidenz, nicht Propaganda, nicht Provokation, nicht Narzissmus, nicht Spektakel, nicht Fürsprecher, nicht auktorialer Verfasser von Aufrufen sein soll, nicht Medienintellektueller, dem Volk täglich die Welt neu erklärend, wird transversal sein, ein transversaler Intellekt, in den Kämpfen entstehend, inmitten seiner orgischen Organe.

»Besetzt alles, fordert nichts!«

Dreimal Eine von Vielen: In der fünften Woche der Besetzung der Wiener Universität findet Ende November 2009 der vom damaligen österreichischen Wissenschaftsminister Johannes Hahn initiierte »Hochschuldialog« statt. Statt die BesetzerInnen den Vorstellungen des ministerialen Hofstaats entsprechend ordentlich zu vertreten, werden drei AkteurInnen der Bewegung mit einer Luxuskarosse zum »Hochschulzirkus« vorgefahren. »Die Drei« tragen Sonnenbrillen und T-Shirts mit der Aufschrift »Eine von vielen«. Kein Akt der Repräsentation, aber auch nicht namen- und gesichtslos ist ihr Auftritt, er unterstreicht, dass die Singularitäten aus der Vielheit kommen und bald sich wieder fröhlich verlieren werden in der zahllosen Menge der BesetzerInnen ...

Um den Alibi-Charakter der offiziösen Veranstaltung aufzuzeigen – der Minister hatte die BesetzerInnen vor dem »Dialog« wieder einmal zum Abbrechen der Besetzung aufgefordert – und zugleich ihre eigene paradoxe Position inmitten der Logik der Repräsentation zu ironisieren, inszenieren sie sich als Popstars. Sie singen zwar nicht, aber sie zelebrieren wie Kafkas Mäuse »die Sonderbarkeit, dass jemand sich feierlich hinstellt, um

nichts anderes als das Übliche zu tun.« Wenn sie über die Bewegung sprechen, dann sprechen sie nicht für die Bewegung, sondern aus der Bewegung heraus.

Die sozialen Kämpfe der letzten Jahre bilden eine Kette der Reterritorialisierung, einen Strom der Streifung von Räumen, manchmal unterirdisch, manchmal alles mitreißend an den Oberflächen medialer und materieller Räume: Freiraum-Bewegungen, Kämpfe um das Bleiben von sozialen Zentren, Proteste gegen die Einschränkung von Wohnraum, Universitätsbesetzungen, Camps auf den Hauptplätzen von Städten um das ganze Mittelmeer und darüber hinaus. In all diesen Bewegungen haben die BesetzerInnen durch ihr Insistieren und ihr Durchhaltevermögen gezeigt, dass sie die spezifischen Plätze in ihrer Materialität ernst nehmen und sich, wenn auch nur auf Zeit, häuslich auf ihnen einrichten. Es geht auch den BesetzerInnen der zentralen Plätze um mehr als um die Recodierung einer leeren Mitte, die Wiedergewinnung einer alten Vorstellung von Öffentlichkeit, den Hauptplatz als Sinnbild der Demokratie. Nicht die Symbolik des entleerten Zentrums ist Brennpunkt des Begehrens, sondern die nachhaltige Streifung des Territoriums, die Produktion einer reisenden Mitte in der handfesten und erfinderischen Praxis der Besetzung, genau dort, wo das Territorium völlig geglättet scheint, zum Plastik-Platz verkommen, scheinbar unbrauchbar für jede soziale Praxis.

Am 15. Mai 2011 wird die Puerta del Sol in Madrid besetzt, wenig später folgen die zentralen Plätze der meisten großen Städte Spaniens. Paradoxerweise also gerade jene Orte, die mit der zunehmenden Verschiebung des Privaten und des Öffentlichen auch noch des letzten Restbestands ihrer aufgeladenen Funktion als »öffentliche Räume« verlustig gegangen waren; glatte Räume nunmehr, an denen jede eigensinnige Bestimmung abzugleiten versprach. Doch genau jene glatten Räume werden nun in der Besetzung angeeignet. Mit Ausdauer und Geduld entwickeln die BesetzerInnen inklusive Praxen der Versammlung in Plena und sogenannten *comisiones*. Während die Twitter-Ströme die Zeiten deterritorialisieren und für blitzschnelle Wendungen der Aktionen und Demonstrationen sorgen, ist die direkte Kommunikation in den *asambleas* geprägt von langen, geduldigen, horizontalen Diskussionen. Und sie richten sich auch ein, in Zelten und anderen transitorischen Behausungen, streifen das saubere und glatte Territorium der Hauptplätze, kerben es sanft mit provisorischen Gärten, Infoständen, improvisierten Computer-Netzwerken, Volkküchen und allerhand anderem unübersichtlichem Material als *acampadas*, Camps. Wie zur Bekräftigung, zur Anregung der Fantasie und zur Bildproduktion über das Leben im Allgemeinen und in Spanien im Besonderen: Ja, unser Leben, *das* Leben ist nicht sauber, es geht nicht glatt, es ist prekär, dreckig und fragil.

Der Reterritorialisierung der glatten Räume des Zentrums folgt eine Deterritorialisierung: Nach mehreren Wochen Besetzung ziehen die BesetzerInnen von den Zentren in die Barrios, um die Diskussionen und Aktionen dezentral weiter zu treiben. Hier beginnen sie mikropolitische Kämpfe gegen Delogierungen, die tatsächlich in einigen Fällen verhindert werden können. Durch die Immobilienblase hat sich die Wohnungssituation in Spanien drastisch verschärft: Nicht nur Wohnungssuchende finden keine Wohnungen, sondern aufgrund eines Hypotheken-Gesetzes sind viele KreditnehmerInnen zahlungsunfähig geworden, in den Ruin und aus ihren Wohnungen getrieben. Die BesetzerInnen fordern das Recht auf Wohnraum als Menschenrecht und versuchen, möglichst viele Delogierungen zu stoppen. Die ineinander verschränkte Bewegung der Re- und Deterritorialisierung kommt damit nicht zum Stillstand: Am 19. Juni und am 24. Juli erfolgt erneut eine Hinwendung zum Zentrum. In Aufnahme der alten Praxis der Sternmärsche ziehen sie aus den Vorstädten, im Juli sogar aus den Provinzen in die Hauptstadt und besetzen erneut die Ausgangspunkte ihrer Bewegung.

Ähnlich paradox wie die Wiederaneignung der glatten Räume im Zentrum der Städte könnte man jene Bewegung der Reterritorialisierung interpretieren, die sich in den Jahren zuvor an den europäischen Universitäten ereignete. Die italienische *onda anomala* setzte schon im

Herbst 2008 eine nicht abreißen wollende Welle von Protesten, Streiks, Blockaden und Demonstrationen in Gang, die auch da und dort über Italien hinaus schwappte, unter unterschiedlichen Vorzeichen nach Frankreich, Griechenland, Spanien. Im April 2009 entsteht jedoch etwas Neues. Aus den Bildungsprotesten wird eine Besetzungsbewegung.

Die Lebensweisen von Studierenden und WissensarbeiterInnen sind geprägt von Zerstreung und permanenter Beweglichkeit. Dienstbare Deterritorialisierung ist ihre Normalität. Sie fliehen fortwährend nach allen Richtungen, schon weil sie aus Prekarisierung sich dazu genötigt sehen. Sie produzieren aber auch Wünsche nach einer Produktion in der Zerstreung. Ihr Hin- und Herschießen, das Strömen, das ständige Auslaufen, das Überschießen über die Grenzen einer fühl- und fühlbaren Gemeinde ist nicht nur durch Not geprägt, sondern auch durch ein Begehren nach einem Fliehen ohne Not. Für eine derart zerstreute und bewegliche Vielheit stellen sich allerdings auch Fragen der Versammlung, Verdichtung, Reterritorialisierung, Fragen nach Form und Ort der Reterritorialisierung. Und es war nur eine Frage der Zeit, dass die in verschiedenen Weisen an der Universität Arbeitenden ihre Situierung in der Wissensfabrik nicht nur zum Ausgangspunkt, sondern zum Brennpunkt ihres Kampfes machen würden.

Ende April 2009 besetzen Zagreber StudentInnen nicht einfach einen Hörsaal, sondern übernehmen die gesamte Philosophische Fakultät. Sie bleibt 35 Tage unter der Kontrolle der StudentInnen, die Besetzung weitet sich in diesen Tagen auch auf andere Städte in Kroatien aus. Der komplexe Prozess der Besetzung und seine feine Reglementierung der Procedere sind im »Besetzungskochbuch« gut dokumentiert, das die Studierenden im Jahr nach der Besetzung veröffentlichten. Besonders interessant für die nachfolgenden Entwicklungen ist die Tendenz zu einer breiten Einführung repräsentationskritischer und nicht-repräsentationistischer Praxen. Das, was sich in den sozialen Bewegungen der 1990er und 2000er im Kleinen immer wieder andeutete, dehnt sich nun aus und wird zentraler Fokus von Sozialität und Organisation.

In Zagreb kann man das zunächst vor allem an der Verfassung der plenaren Versammlungen sehen. Das Plenum ist grundsätzlich offen, auch für Menschen, die nicht Studierende oder Angestellte der Fakultät sind, und es ist der einzige Ort, an dem Entscheidungen getroffen werden. Das Plenum ist selbst weder Territorium noch Gemeinschaft, sondern eine temporäre Versammlung, die nur besteht, solange die Versammlung währt. Es gibt dementsprechend keine Mitglieder, sondern nur den Akt des Versammelns, Diskutierens und Beschließens, ohne Identifizierung und Repräsentation.

Der andere Komplex der Repräsentationskritik der Zagreber Besetzung besteht in der Medienstrategie der BesetzerInnen. Ganz bewusst umgehen sie die mediale Falle der Identifizierung und Instrumentalisierung als junge, naive und politisch etwas verwirrte Protestbewegung. Üblicherweise wird dieses Bild von den Mainstream-Medien routinemäßig mit immergleichen Statements eingeführt, in den ersten Wochen durchaus affirmativ (Die jungen Leute sollen ruhig mal protestieren!), mit »menschlichen« Features von ProtagonistInnen garniert, um dann nach einiger Zeit – auch nach den immer gleichen Mustern – in das Gegenteil umzukippen: die BesetzerInnen seien »verantwortungslos«, weil keine gleich bleibenden Gesichter und Namen sie vertreten, »planlos«, weil sie keine konkreten Forderungen präsentieren, und schließlich am Ende »gewaltbereit«.

Die Zagreber BesetzerInnen unterlaufen diese massenmediale Logik, indem sie ihre Repräsentation rigide selbst bestimmen; vor allem mit den Mitteln der »Entpersonalisierung« und der permanenten Rotation der PressesprecherInnen, die prinzipiell nur einmal auftreten dürfen. Die genaue Artikulation der Bewegung wird vor allem durch das tägliche Verfassen von schriftlichen Presseerklärungen ermöglicht. Die Entsendung von Delegierten in Livesendungen wird mehrfach abgelehnt, die Darstellung der Ziele der Besetzung möglichst unter Kontrolle des Kollektivs gehalten.

Während die Zagreber StudentInnen ihre Fakultät besetzen, sind in Europa Vorbereitungen für größere Proteste im Gange. In Juni wird in Deutschland ein einwöchiger Bildungsstreik organisiert, in Italien türmt sich die Welle wieder auf, um über den G-8-Gipfel der RektorInnen von Exzellenz-Universitäten in Turin zu schwappen, an der Wiener Kunstakademie veranstaltet ein vorerst kleines Häuflein Studierender und AssistentInnen Diskussionen mit Mitgliedern der edu-factory und kleinere Aktionen gegen die bevorstehende Einführung der Bologna-Reform. Im Oktober 2009, vier Monate nach dem Ende der Zagreber Besetzung, wird zuerst die Aula der Wiener Akademie der bildenden Künste besetzt, zwei Tage später dann der größte Hörsaal Österreichs, das Audimax an der Wiener Universität. Diese Besetzung wird zwei Monate andauern, so lang wie noch nie in Österreich.

Unter dem Slogan *#unibrennt* gibt es selbstorganisierte Bildung, Essen, Wohnen, Schlafen in der besetzten Universität. Die territoriale Ausweitung gilt zunächst den umliegenden Räumen und Hörsälen, um eine Infrastruktur aufzubauen: Volkküche (»Jede Revolution beginnt mit einem Auflauf!« – so heißt es auf einem Transparent als Re-Appropriation eines alten Pfanni-Slogans), Schlafräume, queer-feministische Räume, auch zum Schutz vor sexuellen Übergriffen, Räume für Arbeitsgruppen und zusätzliche Veranstaltungen. Nach fünf Tagen weitet sich die Besetzungsbewegung auf andere österreichische

Städte aus, Anfang November kommt es zu einer unglaublichen Kette von Audimax-Besetzungen in Deutschland, der Schweiz, in anderen europäischen Ländern, aber auch in Kalifornien.

Die Audimax-BesetzerInnen in Wien agieren von Anfang auf der Basis von radikaler Inklusion, Selbstorganisation und Selbstverwaltung, erklären das Plenum zum zentralen Ort der Entscheidungen und richten eine beträchtliche Menge an Arbeitsgruppen ein. Sie bestellen keine PressesprecherInnen und auch keine anderen RepräsentantInnen. Sie lassen sich nicht auf eine konkrete Forderung oder auf einen feststehenden Forderungskatalog festnageln.

Mit ihren Vorbedingungen der Selbstverwaltung, der Repräsentationskritik und der Forcierung von singulären Stimmen werden die BesetzerInnen im dominanten Setting von repräsentativer Demokratie und spektakulären Medien zu äußerst auffälligen, atypischen Gefügen. Waren in Zagreb Klarheit und Einheitlichkeit der Rede, Primat des Kollektivs und Anonymität der Aussagen die zentralen Errungenschaften, so gehen die Audimax-BesetzerInnen noch einen Schritt weiter. Die singuläre Qualität der vielen Einen von Vielen verbirgt sich nicht hinter Einheit, Kollektiv und Anonymität, sondern trägt die Vielheit der Positionen innerhalb des Plenums und die Differenzen über Organisationsformen oder Umgangsweisen mit sexistischen und rassistischen

Übergriffen mehr oder weniger deutlich nach außen.

Und noch ein Unterschied ereignet sich zwischen Frühling und Herbst 2009, zwischen Zagreb und Wien: Während die Zagreber BesetzerInnen nur geringe Teile des Plenums filmen oder fotografieren lassen, gehen die Wiener den Weg der radikalen Veröffentlichung. Der permanente Dauer-Livestream aus dem Audimax wird in den ersten Tagen der Besetzung zum Kult, ermöglicht es nicht nur Menschen außerhalb Wiens die Besetzung und ihre Selbstverwaltung zu verfolgen, sondern auch für die lokalen ProtagonistInnen dem Aspekt der direkten Kommunikation weitere Schichten hinzuzufügen. Soziale Maschinen und technische Maschinen wirken zusammen, das Anhängen an den elektronischen Gadgets von Notebook bis I-Phones hat diesmal nicht den Charakter der Abhängigkeit, und die technischen Verfahren der Tweets, Livestreams und Social Media schaffen einen gewissen Grad an Unabhängigkeit von den großen Mainstream-Medien.

Auf dem Terrain des Audimax ereignet sich nach den intensiven Wochen der Begeisterung und mit dem langsamen Abebben der Körper- und medialen Ströme eine andere Besetzungsbewegung, die viele als unauflösbaren Widerspruch, als zersetzendes Ende verstehen. Mit zunehmender Kälte mischen sich obdachlose Menschen unter die BesetzerInnen. Für die audimaxistische Wunschmaschine, die in ihrem zweiten Monat ohnehin

zwischen Institutionalisierung und Auflösung pendelt, ist diese neue Wendung inmitten der wachsenden Schwierigkeiten der Mobilisierung eine zu große Aufgabe. Noch vor Weihnachten geben die BesetzerInnen auf, der Audimax wird von der Polizei geräumt. Doch auch wenn das Aufeinandertreffen der BesetzerInnen der Wissensfabrik mit den Wohnungslosen in diesem Fall destruktive Form annimmt, Hierarchisierung und Ausschluss zur Folge hat – gerade die existenzielle Forderung nach dem Recht auf Wohnen sollte, wie während der US-amerikanischen Subprime-Krise oder zuletzt in den Besetzungsbewegungen in Israel und Spanien, zu einer nachhaltigen Verkettung der doppelten Frage der Reterritorialisierung führen. Wenn Reterritorialisierung keine Rückwärtsbewegung zu den Wurzeln ist, zum identitären Ursprung, die immer wieder wiederholt werden muss, kein Wiedergewinn von Heimat oder Volksgemeinschaft, kann sie die Form der temporären Besetzung, Versammlung und Verdichtung annehmen, doch sie betrifft auch die Notwendigkeit eines existenziellen Bruchs und einer neuen Formung des Lebens. Das Wohnrecht stellt ein konkretes Verbindungsstück dieser beiden Aspekte dar, und in Wien entstanden auch Gruppen, die sich seit der Besetzung des Audimax stärker mit diesem Bindeglied auseinandersetzen.

Die instituierende Maschine der Audimax-Besetzung war eine Fabrik der Vielheit, eine sanfte Streifung, eine schwache reterritorialisierende Kraft. Die Körper-Maschi-

nen streiften das Audimax, das traditionelle Zentrum von Universitätsalltag wie Uniprotesten, und fabrizierten ein neues Territorium, ausufernd über die Wände, durch die Gänge in die anderen Hörsäle, in die Nebenräume. Die technischen Maschinen, die Livestreams, Tweets, Blogs und Clouds, die doch durch ihre Wolkigkeit hindurch eine Form von Transparenz und Selbstrepräsentation erzeugten, dehnten den Anhang über das Territorium der Universität hinaus aus. Die sozialen Maschinen erprobten Selbstverwaltung, nicht-repräsentationistische Praxis und die Verkettung von Vielheit und Singularitäten. Keine brachiale Strukturierung, keine Eroberung eines Staatsapparats, keine massive Reorganisation des glatten Raums. Ein anhaltendes sanftes Streifen des Territoriums, das die Praxis der sozialen Bewegung mutieren und in der Besetzung eine veritable Fabrik des Wissens entstehen ließ: »Fordert nichts, besetzt alles!«

## Referenzen

- Bertolt Brecht, »Das Badener Lehrstück vom Einverständnis«, in: ders., *Gesammelte Werke 2*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1967, 601: »7. Die Verlesung der Kommentartexte«
- »Das Besetzungskochbuch. Bericht über die studentische Übernahme der Philosophischen Fakultät Zagreb 2009«, <http://www.scribd.com/doc/37771731>
- Gilles Deleuze, »Postskriptum über die Kontrollgesellschaften«, in: ders., *Unterhandlungen. 1972–1990*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 1993, 254–262
- edu-factory, *L'università globale: il nuovo mercato del sapere*, Rom: manifestolibri 2008
- Michel Foucault, »Die politische Funktion des Intellektuellen«, in: ders., *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits*, Bd. III: 1976–1979, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2003, 145–152
- Michel Foucault, *Der Mut zur Wahrheit*, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2010
- Franz Kafka, »Josefine, die Sängerin oder Das Volk der Mäuse«, in: ders., *Erzählungen*, Stuttgart: Reclam 1995, 280–299
- Karl Marx, »Maschinen-Fragment«, in: *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie*, MEW 42, 590–605
- Karl Marx, *Das Kapital*, Erstes Buch, MEW 23
- Gerald Raunig, *Tausend Maschinen. Eine kleine Philosophie der Maschine als sozialer Bewegung*, Wien: Turia + Kant 2008
- Paolo Virno, *Grammatik der Multitude*, Wien: Turia + Kant 2005
- Wolf Wagner, *Uni-Angst und Uni-Bluff*, Berlin: Rotbuch 1977